

Die Lehrerin und ihr Verhalten zu Kollege und Kollegin [Teil 2]

Autor(en): **A.Th.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Schule**

Band (Jahr): **34 (1947)**

Heft 19

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-536679>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

herrschaft der Triebe überhaupt. Nur zu gut weiss man von der eigenen Unbeherrschtheit, von Zorn und Uebertreibung, von Eigensucht und Unnachgiebigkeit. Das alles drückt unsäglich schwer auf das jugendliche Gemüt. Ein aufmunternder Freund oder Erzieher, der um diese Nöte weiss und zu helfen sucht, findet daher

unbeschränktes Vertrauen. Wenn er ihn richtig zu lenken versteht, so kommt der Junge nun auch zur Ueberzeugung, dass er wirklich einer Erlösung bedürftig ist, die nur Gott ihm schenken kann.

(Schluss folgt)

F. Bürkli.

Lehrerin und weibliche Erziehung

Die Lehrerin und ihr Verhalten zu Kollege und Kollegin II *

Dem Mann ist das Dienen nicht immer eine selbstverständliche Sache. Wohl weil er dem Materiellen mehr verhaftet ist als wir. Er fragt nach dem Gewinn. Es geht ihm gegen den Strich, ein paar Stunden zu opfern, die ihm nichts eintragen. Wir Frauen, glaube ich, sollten ihm da ein wenig Anschauungsunterricht erteilen. Ist doch eigentlich schon bei der Erschaffung an die Frau der Auftrag zum Gehilfinsein, zum Helfen und Dienen ergangen. Es steht uns darum wohl an, wenn wir mit einem schlichten und frohen und selbstverständlichen Ja bereit sind, wenn der Kollege unsere Hilfe braucht. Aermter werden wir dabei auf keinen Fall. Die Frau ist ja dann am reichsten, wenn sie schenken darf aus der Fülle ihres Seins und Könnens. Wenn aber ihre Kräfte nicht gebraucht, wenn sie beiseite geschoben, übersehen und übergangen werden, dann fängt es an zu bohren und zu schmerzen und weh zu tun in ihrem Innern.

Das wäre die Kollegialität im Alltag. Ist sie es nicht wert, dass man sie auch feiert, d. h. dass man ihr zu Ehren auch einmal eine richtige Feiertunde hält? Ich weiss von Kolleginnen, die ihre jungen Kollegen von Zeit zu Zeit zum schwarzen Kaffee versammeln. Was sie ihnen mit dem Kaffee einschenken und mitgeben, hält und strahlt noch lang in den Alltag hinein, wenn der Kaffee längst verduftet und der Kuchen ver-

schwunden ist. Wir in unserer Gemeinde haben unsere besondere Art der kollegialen Feiertunde. Der Reihe nach kommt jedes daran: dann lädt es seine Kollegen als Gäste ein. Was man für liebe Gäste tut, ist alles da: das feine Tuch und das gute Geschirr, die Blumen, für den Raucher die Lieblingsmarke, und natürlich etwas extra Gutes aus Küche und Keller. Ob das Gespräch mehr oder weniger anregend, das Thema mehr oder weniger geistreich sei, das ist allemal nicht das Wesentliche. Wesentlich aber ist, dass wir einander zur Freude beisammen sind, dass eine Spannung von selbst sich löst und eine Reiberei einfach verschwindet. Dass auf einmal wieder gut und recht wird, was sich an lauten und leisen Missverständnissen aufgebeigt im Alltag.

Hie und da sind die Lehrersfrauen auch dabei. Die Lehrersfrauen! Mancherorts geht es mit ihnen ganz reibungslos. Anderswo aber werden sie zum kleinen oder grossen Problem.

Nicht wahr, wir kennen da unsern Standpunkt. Die Ehe ist ein heilig Land. Zu weit dürfen wir — bei aller schönen Kollegialität — nicht eindringen in die Seele dessen, dem vor Gott eine Gattin angetraut ist. Es gibt da eine sehr feine Grenze. Vertrauen dürfen wir einander und anvertrauen manches auch. Aber wir dürfen einander seelisch nicht so nahe kommen, dass eines vom andern innerlich abhängig wird, dass man sich nicht mehr in völliger in-

* Siehe Nr. 18.

nerer Freiheit gegenüber steht. Ob es schwer geht oder leicht, diese Linie einzuhalten, das spielt weiter keine Rolle. Es muss einfach sein, auch wenn es Opfer fordern und Herzblut kosten sollte.

Trotz all unserer Korrektheit kann ja die Frau leiden. Wenn die Frau liebt, liebt sie ganz. Teilt nicht gerne mit andern. Leidet an der Interessengemeinschaft ihres Mannes mit der Lehrerin, umso mehr, je weniger sie ihn geistig zu fesseln und zu interessieren vermag. — Unsere feine Einfühlungsgabe müsste uns da die rechten Wege weisen. Wir müssten uns ein wenig um die Lehrersfrau annehmen, ihr unsere Achtung schenken und unser Interesse an ihren Hausfrauenpflichten. Sie einfach spüren lassen, dass wir ihr ihren Platz wohl gönnen, und dass sie an uns eine verstehende Schwester hat.

Es kann sein und kommt vor, dass die Lehrerfamilie der Lehrerin ein warmes Nest wird. Dass sie dort Verstehen und Heimat und Geborgenheit und Heimat findet. Das ist eine der idealsten Früchte der Kollegialität und kann für alle viel Segen und Reichtum bedeuten.

Nun komme ich zum zweiten Punkt: zu unserem Verhältnis zur Kollegin. Wir spüren selber, was vom Gesagten mit einiger Umwandlung auch Geltung hat der Kollegin gegenüber.

Eine Kollegin am gleichen Ort zu haben, war durch viele Jahre mein grosser Wunsch. Bis mir — es ist kein Jahr seither — eine sehr feine und erfahrene Kollegin aus einem kleinen Städtchen einmal zuflüsterte: »Sie Glückliche, dass Sie im Dorf allein sind, ich beneide Sie geradezu!« Ich war baff — wollte widerreden, fragen. Aber es ging nicht. Da musste ich selber über diese Schwierigkeiten nachdenken.

Wäre die eine der Kolleginnen rücksichtslos, unbeherrscht, unfein, dann lägen sie ja auf der Hand. Wo fehlt es aber, wenn beide so vornehme, erzogene Charaktere sind, wie es dort der Fall war?

Ist es wohl so, dass die Frauenpsyche natürlicherweise eine Rivalin schwer erträgt, dass dann die Rivalität — ganz abgesehen von be-

wusster und gewollter Eifersucht — in feinsten Form einfach da ist und unbewusst die Seele stört und unruhig macht?

Oder könnte die eine von Minderwertigkeitsgefühlen befallen werden, weil sie bei der Kollegin, und nur bei der Kollegin all die lauten und leisen Vorzüge sieht — und daneben bei sich aber keine?

Oder ist die eine gehemmt, weil sie immer fürchtet, die andere zurückzudrängen und ihr vor dem Licht zu stehen?

Wie gesagt, ich kenne diese nahe Kollegialität nicht. Nur die andere. Die von Dorf zu Dorf. Da sind die genannten Schwierigkeiten von selbst nicht da, weil jede ihre eigene abgerundete und abgeschlossene Welt ihr eigen nennt.

Was sollten wir einander sein, wir Kolleginnen? Kein besseres Wort wüsste ich als das eine: Schwester. Viele von uns haben noch eine Heimat. Haben noch Vater, Mutter, Brüder, Schwestern und sind dort am tiefsten daheim, wie man es eben im Leben nur einmal sein darf. Andere sind aus ihrer eigenen Familie herausgewachsen. Und brauchen doch ein Daheim, damit sie nicht verkrampfen oder zerbrechen — oder verbittern.

Wer könnte dieses seelische Daheim besser bieten als eben die Kolleginnen? Sie laufen die gleiche Strecke und begegnen den gleichen Schwierigkeiten. Eine Heimstatt sollten wir einander sein im gegenseitigen Geben und Empfangen, im Bereitsein für einander. Einfach und natürlich sollten wir zu einander stehen, ohne Konvention und ohne Kompliziertheit.

Wir sollten gegenseitig unsere Stuben gut kennen. Sollten die kleinen Feiertage untereinander nicht vergessen. Mutterhände dürfte die eine haben, die einen bescheidenen Namenstagstisch schmückt. Ein frohes Kinderherz die andere, die die Gabe empfängt. Und beide würden reicher daran: die Gebende und die Empfangende.

Dann sollten wir uns gegenseitig aber öfters einen Abend extra einräumen. Einander hereinholen in den frohen Kreis von Kolleginnen und

in die Trautheit der gemeinsamen Stube. Es sollte für uns so etwas wie ein ungeschriebenes Gesetz sein, dass wir da mitmachen. Auch wenn wir meinen, die Arbeit erlaube es nicht. Auch wenn wir unserer Bequemlichkeit zuerst einen tüchtigen Stoss versetzen müssen. Auch wenn wir meinen, im Moment niemanden zu brauchen, weil wir so voll sind von uns und unsern Idealen! — vielleicht ist es aber eine andere, die gerade heute dich braucht!

Was bieten wir einander? Dass wir herzlich warm einander nah und richtig Mensch sein dürfen, das ist uns schon etwas wert. Dann suchen wir einander geistig etwas zu bieten und anzuregen. Natürlich kommen auch die Schulprobleme nicht zu kurz. Soll eines doch an der Erfahrung des andern sich bilden und bereichern. Wenn das Gespräch in die alltäglichen Dinge sich einmal verfängt, was tuts? Sind wir doch alle Frauen, die an einem schönen Kleid etc. nicht interesselos vorbei gehen. Auch das ist wohlthätige Ablenkung — und echt Schwesterliches Tun.

Auch unsere Schwierigkeiten tragen wir wohl zueinander. Dinge, die uns im Alltag kränken, reizen und empören. Die vielleicht dadurch erst schwer sind, weil wir sie allein durch die Tage tragen, nicht aussprechen. Wie gut, dass wir dann einmal darüber reden können. Schon im Sagen liegt eine Wohltat. Dadurch, dass sie aus uns heraus kommen, schauen wir sie selbst objektiver, gleichsam aus einiger Entfernung an. Die Kollegin hört an, erklärt und beruhigt — und schon ist eine dunkle Sache weniger schlimm.

Alles können und wollen wir nicht sagen, auch der besten Kollegin nicht. Wie dankbar sind wir ihr, wenn sie vor den letzten Toren halt macht. Wenn sie nicht neugierig eindringen will, wo wir verschlossen bleiben wollen. Wenn sie sich nicht beleidigt zurück zieht, wenn sie weiss, dass wir anderswo grösseres Vertrauen schenken. Die Freiheit, andere Beziehungen zu pflegen, die müssen wir einander lassen. Es mag zeitweise weh tun und Selbstlosigkeit fordern.

Ohne Selbstlosigkeit ist ja eine gute und dauerhafte Kollegialität überhaupt nicht möglich. Gerade bei uns Lehrerinnen streiken hie und da die Nerven. Dann ist man auf einmal spitz und verletzend — oder schnell verletzt und empfindlich. Schade, wenn dann eine Bindung in Brüche geht, weil man nur die Oberfläche anschaute und nicht die Hintergründe mit der hilflosen Müdigkeit — aber dem ehrlichen guten Willen. Lassen wir diesen unguuten Stunden nicht den Sieg!

Unter Kolleginnen, die etwa innert eines Jahrzehntes geboren sind, ist eine gute Kollegialität leichter, als wenn das Alter zwanzig und dreissig Jahre auseinander geht. Da mögen besondere Schwierigkeiten liegen, vor allem wohl besondere Vorurteile. Die Jugend hat Vorurteile gegen das Alter, das Alter hat Vorurteile gegen die Jugend. Vorurteile, sage ich. D. h. sie machen sich etwas vor, was nicht oder nur teilweise stimmt. Beide meinen, der andere Teil suchè, brauche, wolle sie nicht. Und doch schaut jeder Teil auf den andern, ob er nicht ein Fünklein Wohlwollen finde und ein Schrittlein Entgegenkommen entdecke. Es wird sicher etwas Gutes daraus, wenn sie sich finden: die frohe Beschwingtheit der Jugend und die weise Einsicht des Alters. Beiden tun Liebe und Verstehen und Aufmerksamkeit wohl: denen, die ins Leben hinein schreiten und denen, die langsam aus ihm gehen. Denen erst recht. Denken wir daran!

Dass ich bei diesen Ueberlegungen auch mein eigen Erleben und Gewissen erforscht, ist ja klar. Ich habè durch manche Beziehung reicher werden dürfen.

Vor einer Kollegin aber musste mein Sinnen besonders halt machen, die mir durch all meine Berufsjahre in unentwegter Treue Kollegin war. Offen gestanden — ich könnte mir mein Leben gar nicht recht denken ohne diese immer bereite und offene Schulhaustür. Fast alle Freuden meines Lebens haben in ihrer Stube weiter gebubelt — und manches Weh hat bei ihr — ja erst bei ihr laut werden und weinen dürfen. Was ist wohl das Grösste, das sie mir gegeben

hat? Die nimmermüde Geduld — oder die goldene Treue? Ihr weites Verstehen — oder ihr kluger Rat? Das alles war viel. Das Grösste noch nicht. Das Allergrösste war, dass sie mich mit dem Freuen — noch mehr mit dem Schwere — immer auf den richtigen Standpunkt stellte, auf den Ewigkeitsstandpunkt, auf den Standpunkt des lieben Gottes. Von dort her lehrte sie mich die Dinge erfassen und begreifen — und überwinden.

Ich glaube, das ist das Grösste, was einem

Menschen durch einen andern werden kann. Wenn man es ihm auf der Erde nicht dankt, oder zu wenig dankt, im Himmel wird man es ganz sicher einmal tun.

Das ist ja der letzte Sinn aller menschlichen Bindungen — auch unseres Stehens zu Kollege und Kollegin, dass wir aneinander wachsen und reifen, dass eines das andere segne, eines dem andern Weg sei zum einzigen wirklichen Ziel unseres Daseins: zu Gott!

A. Th.

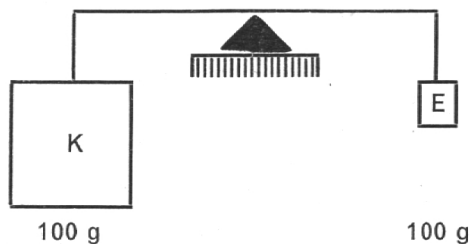
Volksschule

Das spezifische Gewicht (Erarbeitung)

Wir vergleichen 100 g Eisen mit 100 g Kork.

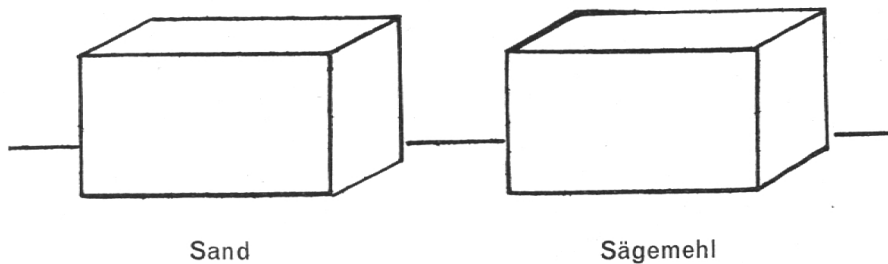
Erkenntnis: Eisen \longrightarrow kleine Menge \longrightarrow grosses Gewicht
 Kork \longrightarrow grosse Menge \longrightarrow kleines Gewicht

Probe auf der Waage:



Verschiedene Mengen, aber gleiches Gewicht

Ich stelle 2 gleich grosse und gleich schwere Kistchen auf den Tisch. Das eine fülle ich mit Sand, das andere mit Sägemehl.



Lehrer: Untersucht hier die Gewichts- u. Mengenverhältnisse!

Schüler A.: Die beiden Kistchen sind gleich gross. Sie haben den gleichen Kubikinhalte.

B.: Es hat in jedem gleich viel Material Platz.

C.: Ich glaube, es sind beide Kistchen gleich schwer, sie sind ja gleich gross und haben den gleichen Rauminhalt. Es hat ja von jedem Stoff gleich viel drin.

D.: Das glaube ich nicht, das Kistchen mit dem Sand ist sicher schwerer.

E.: Sand ist doch schwerer als Sägemehl. Einen Sack Sägemehl mag ich tragen, aber einen gleich grossen Sack Sand nicht.

F.: Eine Reckstange ist doch viel schwerer als ein gleich grosser und gleich dicker Besenstiel!